

Das neue Dienstmädchen.

Humoreske von B. W. Zell.

„Mein, es ist nicht mehr zum Aushalten mit diesem Mädchen!“ Mit diesem Stoßseufzer saß Frau Doktor Braune, ganz erregt und verärgert aus der Küche kommend, erschöpft auf einem Stuhl.

„Gut, nur Geduld Mama.“ tröstete Ella, die älteste Tochter. „Bald ist ja die Zeit überstanden und von dem neuen Mädchen verpöndelt ich mir, ihren Zeugnissen nach zu urtheilen, das Beste.“

Herr Doktor mußte also das Kurzbuch studieren und seine Haushehre machte sich auf, den weiten Weg zum Bahnhof anzutreten.

Nach drei Stunden kam sie zurück, matt, nervös, abgehebt. Sie hatte vier Züge aus dem Dösen abgemart, sämtliche weibliche Zusätze der vierten Wagenklasse liebevoll gefragt, ob sie sich vielleicht bei Frau Doktor Braune als Mädchen für Alles vermietet hätten—immer dasselbe negative Resultat!

„Aber jetzt in der Mittagszeit kommen wieder zwei Züge, da mußt Du hin, Ella.“

„Weißt du vielleicht andern Rath? Soll das arme Ding gleich bei ihrer Ankunft Bauernfängern in die Hände fallen?“

Dagegen ließ sich nichts sagen und geborsam machte sich das Töchterlein auf den Weg, um nach einigen Stunden in gleicher Verfassung und gleich resultatlos, wie vorher die Mutter, heimzukehren.

Abends erdienten wie gewöhnlich Ella's Verlobter, um mit der Familie den Thee zu nehmen.

„Das neue Mädchen noch nicht hier?“ fragte er verwundert, als er Mama in der Küchenschürze erblickte.

„Mein, aber Du mußt gleich zur Bahn, lieber Ernst—gerade jetzt kommen wieder Züge.“

Ella war wüthend und ihr Bräutigam sah nichts weniger als entzückt aus. Da es aber sein Grundgesetz war, es mit der Schwiegermama nie zu verderben, nahm er schnellstens seinen Hut und ging.

Tochter, die ganz niedergeschlagen dreinschaut bei dem Gedanken, welch' einen Eindruck diese unfultivirte Jofe auf Fremde machen wird. „Fein wird sie schnell genug werden. Nun Dienstmädchen und Papiere—wendet sie sich wieder zum Mädchen. „Und wie heißen sie eigentlich—ich konnte den Namen nicht entziffern.“

„Belagia Przybycysz.“ Mutter und Tochter stauten sich sprachlos an und machen garnicht erst den Versuch, den Familiennamen mit seinen, deutschen Lippen unmöglichen Fisch- und Kieselsteinen auszusprechen. Aber der Vornahme—wir können Sie in keinem Fall Belagia nennen.“ entscheidet endlich Frau Doktor. „Ich werde Sie in Marie umtaufen.“ Das Mädchen, das augenscheinlich das klare Hochdeutsch nur schwer versteht, meint „Kascha“ wäre ihr lieber.

„Gut denn, Kascha klingt wenigstens originell.“ Ella aber findet „Kascha“ schauerhaft und macht sich ein Vergnügen daraus, die neue Duenna den ganzen Vormittag recht schwingend „Belagia“ zu benennen. Karl spricht, als er Mittags aus der Schule kommt, einfach nur von „Kaschen“, die er übrigens gräulich findet und der Doktor erklärt bei der Heimkehr, es fielen ihm nicht ein, sich fortwährend an neuen Namen die Zunge zu zerbrechen, für ihn heiße das Mädchen Minna, wie das frühere. So hat denn Belagia Przybycysz vier Rufnamen, auf die sie übrigens sämmtlich hört. Sie versteht nichts, weder die Zimmer zu reinigen, noch zu schuieren und zu putzen oder den Tisch ordentlich zu decken—vom Kochen garnicht erst zu reden.

Nach Verlauf der ersten Woche ist Frau Doktor sehr niedergedrückt, ihre Tochter erschöpft von all der ungewohnten Arbeit, nur der Hausherr hat seine gute Laune nicht verloren—was Wunder auch! Er selbst hat eben unter der Mädchenkalamität nicht zu leiden. Wenn er nur das Spottessen lassen wollte, denkt seine geplagte Gattin, aber er läßt's eben nicht.

„Ja, liebes Kind, es ist wirklich etwas Schönes um so ein unverdorbenes Geschöpfchen vom Lande,“ witzelt er eben wieder. „Man kann Dir wirklich gratuliren zu Deinem guten Griff—ich finde übrigens, daß diese Belagia-Minna-Kascha-Kiele sich schon außerordentlich in den acht Tagen kultivirt hat.“

„Nicht wahr?“ fragte Frau Doktor eifrig, abfichtlich den Spott überhörend. „In ihrer äußeren Erscheinung ist sie ganz verwandelt, ich habe ihr allerdings viel abgelegtes Zeug schenken müssen.“ Dabei klingelt sie, damit Kascha den Kaffee bringe. Sie erdient nicht, auch auf wiederholtes Glockenzeichen und geduldiges Warten zwischen jedem derselben. Frau Doktor eilt endlich in die Küche—vom Mädchen keine Spur. Aber da, welch' ein breuzlicher Geruch im Vorflur—sie hastet zur Mädchenstube und reißt sie auf—richtig gefunden!

Hell lobert hier der Spiritus empor, „Belagia-Kiele“ steht mit glühenden Wangen davor und wühlt mit der noch glühenden Brennscheere im strohgelben Haar, dies halb verjüngend, halb zu wüthigen Ringeln fräuselnd, die ihr Schlanglein gleich über das erhitzte Gesicht fallen.

Doktor Braune wollte sich todtlachen, als etwas später ein schlangenummringeltes, halb verjüngtes Medusenhaupt sich zur Thür hereinneigt und fragt: „Soll ich jetzt Kaffee bringen?“

Am nächsten Tage aber lacht er nicht. Sie ist haltend, liegt er halb träumend auf dem Ruhebett in seinem Zimmer, die Augen geschlossen oder auch sie dann und wann gedankenverloren durch sein behagliches kleines Reich schweifen lassend. Wöglich aber zuckt er zusammen und öffnet sie groß und weit. Ja, was ist denn das—träumt er wirklich? Er springt auf und eilt zu dem Postament in der Küche, auf dem sein Stolz und tägliche Augenweide, die Venus von Milo, genau nach dem Original im Louvre, wenn auch in verkleinertem Maßstabe geformt, sich erhebt. Da er fühlt und hört und sieht, träumt er also nicht, sondern ist völlig wach—und völlige Wahrheit ist es, daß die Venus vor ihm ohne Kopf da steht!

Er läutet Sturm. Erschreckt eilen Frau und Tochter herbei und schauen sprachlos auf die enthauptete Göttin, zu welcher er in schmerzlicher Erregung hinweist.

„Mein Gott, wie konnte das geschehen? Gehten böse Geister um in unserem Hause!“ ruft endlich Frau Doktor außer sich. Ella aber flüstert ahnungsvoll nur das eine Wort: „Belagia“!

Und nun erhebt sich die Sonne und fragt unschuldsvoll: „Hat sich vielleicht Herr geklingelt?“

„Ja, ja, ja!“ schreit ihr der Doktor entgegen: „Haben Sie etwa hier den Nord auf dem Gewissen, liebe Minna-Kiele?“

„Gott ja,—hab' ich heut früh mit Besen bischen an Puppe da gestochen—wuppig gleich Kopf ab! Aber schad' doch nicht—alte, kaputte Puppe ohne Arme—is sich kein groß Unglück, wenn auch Kopf futsch.“

Einige Tage nach der Enthauptung der Venus kommt die Herrin eines Morgens in die Küche und findet sich überströmend von einem wundervollen Duft, mit der die Luft und alle Gegenstände um sie her durchdrängt schienen Sie steht verblüfft, Unheil ahnend, denn dies eigenartig berauschende Aroma kennt sie nur zu gut—es ist Iris blanc, das neue Parfüm, das Ella neulich von ihrem Verlobten als Vieliebchen empfangen. Ist es möglich—sollte die unfultivirte Kascha sich bereits so weit entwickelt haben, daß sie dies Odeur von Ella's Toilettenstück entwendet und ungenirt verbraucht hat?

„Gefaut hat sich Belagia—drüben in Apotheke sich gekauft,“ tönt der Duenna Stimme. „Fräulein riechen immer so fein und da ich nehmen Flüsschen von Tisch und zeigen drüben in Apotheke und blossagen Das! Und gleich ich kriegen.“

Abends sitzt Ella mit ihrer Handarbeit im Wohnzimmer, den Verlobten erwartend. Die Thürkloche tönt draußen. Sie erinnert sich plötzlich, daß es zu Belagia's Besonderheiten gehört, das anzünden der Kurrampel regelmäßig zu verpassen, und da sie fürchtet, es könne auch heute der Fall sein, ergreift sie die Lampe und öffnet die Thür zum Vorflur. Richtig, alles dunkel. Und in der Dunkelheit dort am Eingang, die ihrer Lampe Schein nun plötzlich durchbringt—aber nein, jetzt nicht mehr! Denn die Lampe liegt im nächsten Moment zerschmettert am Boden und mit lautem Aufschrei stürzt Ella in's Zimmer zurück.

Die Mutter erweist. „Um Gotteswillen was—is denn geschehen?—hier Alles im Dunkeln—ich höre Dich schluchzen.“—Die energische Frau hat schon nach den Streichhölzern getastet, ein Licht flammt auf.

„Laß das Licht, Mama—ich schäme mich zu Tode.“

„Aber so sprich doch—was ist Dir begegnet?“

„Ich kam dazu, als—als—Ernst unserer Mädchen im Arm hielt und—küßte.“ „Unglaublich—Du sieberst.“ Und nun erscheint der Benannte selbst, ganz verblüfft und verstört um sich blickend.

„Ja, ich bitt' Euch um Alles in der Welt, was geht denn hier vor?“

„Das mücht ich Sie fragen, mein Herr?“ fragt die Doktorin mit vernichtendem Hohn.

„Weshalb „mein Herr“? Ja, haben wir denn Alle den Bestand verloren? Ich klinge draußen, Ihre Frauenkleider rauschen, manni öffnet, ich erkenne am Iris blanc-Duft, daß Ella selbst es ist und schließe sie in meine Arme—da steht sie plötzlich drüben im Schein der Lampe vor mir und ich erkenne entsetzt, daß ich Eure lächerliche Minna-Kiele mit einem Kuß begrüßt habe.“

Am andern Tage inserierte Frau Doktor Braune eines neuen Mädchens wegen. Bedingung: „Keine Unschuld vom Lande!“

Ein Lob in's Völkerrarium.

Von Friedrich Dernburg.

Man hat in Frankfurt den Jahresfest des Frankfurter Friedens gefeiert. Wenn dieses sin de siccle bei seinem demnachstigen Uebertritt in das Gewesene sein Abgangsgewinnig erheilt bekommt, so wird manches darin zu lesen sein, worüber die Weltgeschichte ihren ohnehin schon stark wandend gewordenen Kopf schüttelt. Eine gute Nummer ist ihm gewidmet: „Im Friedenhalten gut.“

„Rein—, sehr gut.“ Darauf können wir alle stolz sein, wir Zeitgenossen. Denn der Frieden bleibt nicht von selbst, er muß an einer dünnen Strippe immer festgehalten werden. Ein Augenblick des Leichtsinns und der Unachtsamkeit—and weg ist er. Nicht nur das Kriegsführen ist heute ein Kunstwerk, auch das Friedenbewahren ist eins, in mancher Beziehung sogar ein größeres.

Ein Krieg entscheidet sich in einem Feldzug durch eine organisierte Macht. Am Friedenhalten arbeitet, noch mehr als die organisierte Diplomatie, die gesammte Masse der beteiligten Nationen.

In dieses Lob kann man Deutsche und Franzosen gleichmäßig einschließen, wenn sie sich auch ganz verschieden benommen haben, ein jedes Volk nach seiner angeborenen und eingelebten Art. Der Deutsche ist nach und nach nicht nur in der Politik, sondern namentlich auch im Weltgeschäft der Nationen, die beides lange für sich in Anspruch genommen hatten, ein sehr gefährlicher Concurrent geworden. Die Stimme

der Nationen sagte ihm nach, daß hinter seiner harmlos naiven Miene ein unheimlich großes Quantum Verlogenheit stecke—ja daß diese Verlogenheit im Ganzen und Großen nur die Deckung sei, hinter der die Verlogenheit mit um so größerer Kraft und Sicherheit arbeiten könne. Von unserem früheren sprichwörtlichen Idealismus ist außerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle nicht mehr viel die Rede. In unserem Verhalten gegen Frankreich in diesen fünfzig Jahren lag jedenfalls nichts, was diesen Ruf verändern kann.

Der Verlauf des großen Krieges hatte die Franzosen in ihren besten wie in ihren schlimmsten Empfindungen tödtlich verlegt; ein leidenschaftlicher Haß flammte bei ihnen auf, nicht nur gegen Deutschland als politische Organisation, sondern gegen die Nation als solche, gegen jeden einzelnen Deutschen. Selbst der Anblick eines Deutschen, der Ton seiner Sprache war ihnen unerträglich geworden; nur im Zwang äußerster Nothwendigkeit erdient ein Franzose auf deutschem Boden. Wir haben wie nach einer gemeinsamen Verabredung gethan, als merkten wir von dem allen gar nichts. Wir fuhren fort nach Frankreich zu gehen, namentlich nach Paris und der Riviera, wie früher.

Bei der großen Ausstellung im Jahre 1889 sah ich die Umgebung des in Ruinen liegenden Schlosses von St. Cloud von singenden und lärmenden Deutschen belebt, als gälte es einem Schützenfest in Apolda.

Wir lasen die Romane der Franzosen weiter, übersehten ihre Schauspiele, kauften ihre Waare, ahmten ihre Moden nach, als läge überhaupt gar nichts zwischen uns. Jede Gelegenheit, die sich zu bieten schien, mit einem großen Schritt abgemessene Verhältnisse in einzelnen kleinen Fäden wieder anzuspinnen, haben wir wohl oder übel sorgfältig benützt.

Auf alles andere waren die Franzosen gefaßt. Auf unseren Lebermuth, unseren Haß, unsere Verachtung—aber darauf nicht. Zuerst empörte es sie, es steigerte ihren Hohn; dann erkaunten sie über diese gleichmüthige, unerwarteterlei „Gutmüthigkeit“;—dann fingen sie an, sich daran zu gewöhnen, und schließlich begannen sie, uns sogar hier und da nachzuahmen. Einzelne Franzosen wagten sich wieder über den Rhein. Erstauent berichteten sie nach Hause, daß ihnen nichts Unangenehmes begegnet sei, im Gegentheil—daß man sie mit einem gewissen Vorzug behandelt habe. Dann kamen ihre Mäler, ihre Gelehrten und Künstler—zuerst verlobten, dann immer kouragirt und dichter; im verfloffenen Winter hatten wir gleichzeitig zwei oder drei französische Theatertruppen in Berlin.

Und wir lächelten freundlich weiter. Manchmal machte ein Franzose, durch unser harmloses Auftreten verführt, uns den naiven Vorschlag, Elsaß-Lothringen zurückzugeben und dann gerührt einander in die Arme zu sinken. Aber auch dann lächelten wir bloß, wie wenn man einer schönen, lebenswürdigen Frau mit Bedauern etwas abschlagen muß. „Es thut uns unermesslich leid; sonst Alles, was Sie wollen,—aber das geht aus tausend Gründen nicht.“

An guten und schönen Worten aber haben wir Frankreich gegenüber nichts gespart. Darin waren wir groß—unübertrefflich waren wir. Die Franzosen waren ja sein genug, einzusehen, daß es nur Worte waren, die absolut zu nichts verpflichteten,—aber sie waren einmal den Kultus der „mots sonores“, des schönen Klanges, der ritterlichen Außerlichkeit und wie gegen ihren Willen ging ein leiser Zug der Befriedigung über ihr verärgertes Gesicht.

War es die deutsche Presse, die diesen Ton angeschlagen und ausgebildet hat, oder ist er ihr von dem Strom der allgemeinen Meinung suggerirt worden? Es ist schwer, das auseinander zu wirren—aber auch unnöthig. Genug, daß Presse und allgemeine Meinung sich in dieser Volksdiplomatie vollständig bedekten.

Und auch unsere zünftige Diplomatie ging den gleichen Weg. Am Anfang hielt es Fürst Bismarck für nöthig, noch hier und da den bekannten kalten Wasserstrahl nach Paris zu dirigiren. Aber nach und nach ist unsere Diplomatie immer höflicher, immer vorwornkommender gegen Frankreich geworden. Sie ist die höflichste Diplomatie der Welt, sie hat immer eine kleine Befälligkeit bereit. Und selbst wenn sie hier und da einen kleinen Stoß zu versetzen hat, steckt die eiserne Faust sorgfältig verpackt in einem dicken Ueberzug von Baumwolle. Die deutsche Diplomatie, das dürfen wir ihr und uns heute gestehen, hat musterhaft agirt. Wertwüthig! Und es sind doch nicht lauter Tauscherlands, die in ihr arbeiten. Aber das Dessin war gut.

Eines ist dabei natürlich zu kurz gekommen: der Humor, die Satire im

Völkereben das franc parler, wie es die Franzosen nennen—namentlich bei uns. Was hat der alte Feig—seinerzeit der typische aller Deutschen—darin Alles geleistet! Seine Junge war mindestens gegen seine Gegner so hart wie sein Schwert, und er that ihr nicht den mindesten Zwang an. Sein Bori von den drei Unterirden, mit denen er Krieg führte, das er in unzähligen boshaften Wendungen darirrte, hat in Versailles, in Schönbrunn und Mostau nicht minder verdrossen, als die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Armeen. Sicher ist ihm sein Witj auch theuer zu stehen gekommen; aber sein grimmiger, niederdeutscher Humor hat ihn bei seinen Landesleuten erst so recht zur volksthümlichen Persönlichkeit gemacht und den Volksgenossen veranlaßt, ihn in zahllosen Legenden nachzuwischen.

In Frankreich ist der Napoleonkultus in der Literatur mit einem Mal wieder hoch gekommen; er muß daher auch in dem allgemeinen Bewußtsein Widerhall gefunden haben. Hat Jemand jemals von einem Witj, von einer humoristischen Anwendung Napoleons gehört? Sein Pathos war großartig, stitvoll, poetisch. Aber immer auf dem Rothurn—das ermüdet auf die Länge, schmedt nach der Macht, nach der Theaterschule Falmas. Die beiden Italiener—Napoleon und der Papst—haben sich, als sie sich in Fontainebleau begegneten, richtig durchschaut, und in den Worten, die sie sich gegenseitig zusprachen—commediante, tragediante—auch richtig charakterisirt. Aber an diesem Pathos berauschen sich die Franzosen immer von Neuem, es scheint ihnen durch so viel Jahre der schrecklichsten Kriege nicht zu theuer bezahlt, dies blutgetränkte Pathos. Man muß eben mit den Franzosen in ihrer Sprache zu sprechen wissen.

Von allen Europäern versteht das im Augenblick am besten—der deutsche Kaiser. Die Franzosen haben zu ihm ein persönliches Verhältniß gefunden, und von allen Deutschen ist er vielleicht zur Zeit der am wenigsten Unbeliebte in Frankreich. So ist er nicht nur durch seine äußere Stellung dazu berufen, an dem Gedantag des Frankfurter Friedens das Wort vor den beiden Nationen zu führen.

Fünfzigjährige Jahre Frieden mit Frankreich! Das ist in der That ein Tag, an dem man sagen muß: Stehe still und sei dankbar. Wer hätte das gedacht. Und wenn es nicht abiotul gewiß wäre, man würde heutzutage noch die Möglichkeit bezweifeln.

Die Franzosen im Jahre 1871 gemachten an die Spieler, die an der Börse unglücklich spekulirt haben und ein furchtbares Geschrei aufschlagen, weil sie angehalten werden, ihre Differenzen zu bezahlen. Sie selbst natürlich hätten ohne den mindesten Skrupel ihren Gewinn—das linke Rheinterr—eingefrischen. Auch nicht eine Stimme hätte sich dagegen erhoben. Da sie aber bezahlen mußten, wurden sie ethisch und moralisch, wie andere in gleicher Lage. Ich fürchte, daß auch das letzte Wort der Börsenregulirung des deutschen Reichstags darauf hinausläuft. Aber unsere Bankiers sind verschiedene Leute, und nur ausnahmsweise blamiren sie einen oder den anderen ihrer reichthümlichen Klienten durch einen kleinen Rechnungsauszug aus der Verzögerung.

Der Spieler, der verloren hat, tröstet sich regelmäßig mit dem Wort: das nächste Mal geht's besser. An diesem Trost haben die Franzosen fünfzig Jahre gezehrt. Man muß immer daran denken und nie davon sprechen, hatte sie Gambetta belehrt. Diese Weisheit ihres großen Tribunen haben sie nur zur Hälfte befolgt; sie haben stets daran gedacht und immer davon gesprochen, vielleicht sogar mehr davon gesprochen, als daran gedacht. Der Würfelbecher stand immer auf dem Tisch, aus dem die eisernen Würfel fallen sollten. Ist genug wurde damit geklappt; im entscheidenden Augenblick wurde er aber immer wieder auf den Tisch gestellt. Das Spiel erdient doch nicht sicher genug, der Einsatz war zu hoch, und die Erfahrung hatte sie gelehrt: wer verliert, bezahlt. Denn so sind zu allen Zeiten die kriegerischen Differenzen im Völkereben liquidirt worden, und nach aller Voraussicht wird es auch in Zukunft so sein. Das einzig Richtige ist daher, keinen Krieg anzufangen.

Zum Kriegsführen gehören immer zwei. Fast alle modernen Kriege sind so angefangen worden, daß beide Theile ihn wollten. Der Klügere, Vorsichtiger, Mächtiger kann viel thun, den Krieg zu vermeiden. Wer das in den letzten fünfzig Jahren gewesen ist—Frankreich oder Deutschland—will ich nicht unteruchen. Aus verschiedenen Motiven sind sie schließlich zum gleichen Ergebnis gekommen. Auch im Völkereben ist es wie bei dem Einzelnen, daß alles darauf ankommt, sich gute Wohnheiten anzuzuehlen!

Fahren wir nun also fort...

Mittelalterlicher Adelshochmuth.

Aus Budapest, 8. Mai, schreibt man: Die Gemahlin des Ministerpräsidenten Baron Banffy ist während der Millenniumsfeste an einer Halsentzündung „erkrankt“. Dieses Angina-Fieber bildet den lebhaftesten erörterten Gesprächsstoff in der gesammten Hofgesellschaft und weit darüber hinaus. Denn alle Welt weiß, was die Ursache der Erkrankung, oder richtiger gesagt: der Krankmeldung gewesen ist. Kaltberzigstes Standvorntheil und jene Grausamkeit, die auf den Höhen der Gesellschaft gerade bei den Damen leichter so oft zu finden ist, haben die Gemahlin des Ministerpräsidenten gezwungen, sich zurückzuziehen. Baron Banffy selbst gehört dem ältesten magyarischen Adel an, aber seine Gattin kann sich keiner adeligen Abstammung rühmen. Sie stammt von bürgerlichen Eltern. So ehrenwerth diese Abstammung auch sein mag, das ist ein Verbrechen, für das in gewissen Kreisen und bei solennen Gelegenheiten kein Pardon gegeben wird. Der Ministerpräsident steht schon kraft seines Amtes bei den Millenniumsfesten des Hofes stets in erster Reihe und seine Gemahlin hat dadurch den Vortritt vor vielen Damen der Aristokratie. Für den „Empfang bei Hofe“, der dieser Tage die Räume der Ofener Burg mit dem höchsten Glanz ungarischer Adelsherrlichkeit füllte, stand der ersten Frau des Staates manche kränkende Ignoranz, manche abweisende Miene in Aussicht, und so zog sie sich denn eine offizielle Halsentzündung zu, ja man spricht davon, daß Frau Baronin Banffy vielleicht die Hauptstunde oder wohl gar Ungarn für längere Zeit zu verlassen gedenkt. Wehlich ist der Standpunkt, auf dem der weibliche Hochadel gegenüber der gleichfalls bürgerlichen Gemahlin des Handelsministers Dr. Daniel steht, aber hier ist die Sache lange nicht so auffallend, wie bei der Frau des Ministerpräsidenten, umso mehr, als die Politik diesem Verhalten gegenüber der Baronin Banffy nicht ganz fernsteht. Noch zittert in einem großen Theile der ungarischen Aristokratie der Juggrimm nach, von dem die Magnatengesellschaft über die von der liberalen Partei nach langen Kampfen errungene Civiltäts-erfüllt war. Die Partei des Grafen Ferdinand Zichy, die einen stattlichen Theil des Gotha'schen Almanachs darstellt, ist im Reichstagen und endlich sogar im Magnatenhause unterlegen, aber auf dem spiegelnden Parquet der Ceremonienäle fühlt sie sicheren Boden unter den Füßen. Worüber heute ganz Budapest spricht, ist nicht die Sache des Löwen, sondern die des Skorpions, aber eine Sache ist es doch!—Wie weit ist doch manchmal der Adel davon entfernt, wirklich edel zu sein!

„Gott sei Dank!“

„Die Hausfrau hastet in die Kleider und stürmt in die Küche. „Aber liebes Kind—wir haben sie seit drei Tagen erwartet.“

„Hab' ich Zug versäumt—und nochmal Zug versäumt—aber alle Arbeit nachholen!“

„Gott sei Dank!“

„Hab' ich Zug versäumt—und nochmal Zug versäumt—aber alle Arbeit nachholen!“

„Gott sei Dank!“

„Hab' ich Zug versäumt—und nochmal Zug versäumt—aber alle Arbeit nachholen!“

„Gott sei Dank!“

„Hab' ich Zug versäumt—und nochmal Zug versäumt—aber alle Arbeit nachholen!“

„Gott sei Dank!“

„Hab' ich Zug versäumt—und nochmal Zug versäumt—aber alle Arbeit nachholen!“

„Gott sei Dank!“

Benutzung der Erdwärme.

Eine wichtige Aufgabe für die Ingenieure der Zukunft wird darin bestehen, ein Bohrloch von etwa 2 bis 3 engl. Meilen tief in die Erde zu treiben, um die Innwärme der Erdkruste auszunutzen. Man behauptet, daß die Erreichung einer solchen Tiefe recht wohl mit den Maschinen und Methoden des „kommenden“ Technikers möglich sei. 200 Grad Celsius warmes Wasser, das durch dertartige Tiefbohrung zu gewinnen wäre, würde nicht allein als Heizmittel, sondern auch als Kraftquelle vielseitig zu verwenden sein. Immer zur Verfügung stehendes heißes Wasser würde natürlich wesentlich billiger sein als künstlich erhitztes. Mit Herstellung des Bohrloches wären alle Unkosten zu Ende. Die Röhren würden, wenn sie gut sind, unbegrenzt lange halten, und da die Borräthe der Natur keine Erschöpfung befürchten lassen, mühte dies Verfahren die größten Vortheile bieten. Können wir durch genügend tiefe Bohrlöcher einen fortwährend fertigen Heizapparat herstellen, so wäre eine ernste Frage des Völkerebens in befriedigendster Weise gelöst.

Hartgefotten.

Richter: „Sie geben also zu, Ihren Wohlthäter bestohlen zu haben.—Schämen Sie sich nicht, einen Mann, der sich so warm Ihrer angenommen, der—“ Angeklagter: „I bitt', Herr Richter, werden's net sentimentalisch!“

Unter Chemännern.

„Meine Frau hat sich vergangenen Sonntag in der Kirche so erkaltet, daß sie heute noch kein Wort sprechen kann.“ „Donnerwetter, in welcher Kirche war das?“

Vom Regen in die Traufe.

Dame: „Mein Herr, ich bitte um Ihren Schutz. Jener Zubringliche verfolgt mich fortwährend.“ Herr: „Bitte sehr! Wenn ich Ihnen besser gefalle—“